

**Verstoßen.**  
Historische Erzählung  
von  
Ludwig Sabisch.  
(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Die Eröffnung des Burggrafen machte auf die Versammelten einen überraschenden Eindruck, denn nicht Alle wußten von der Verstoßung Desjenigen, der bisher für den Erben gegolten, und die davon gehörr, hatten doch nicht recht daran glauben wollen. Was war aber angesichts eines solchen feierlichen Ausspruches zu thun? Erklärten Eltern, und noch dazu so hochstehende Eltern, ein Kind für unecht, so mußte es damit wohl seine Richtigkeit haben und es war nicht die Aufgabe Fernstehender, die Rechte Desjenigen zu vertheidigen, den die nächsten Aunverwandten verstoßen.

So ward denn der jüngere Heinrich als Nachfolger des Burggrafen anerkannt — die Enterbung des älteren Heinrich war feierlich besiegelt.

Der Abend war hereingebrochen; auf seinem Lager ruhte der Burggraf. Langsam, wie der Sand im Stundenglase, verrann der letzte Rest seiner Lebenskraft... Gewaltig hatte er sich noch einmal, um seinen letzten Willen zu erklären, aufgerafft; desto unaufhaltsamer ging es jetzt mit ihm dem Ende zu.

Er war allein in dem gewölbten Gemache mit dem hohen Bogenfenster. Eine auf dem Tische brennende Lampe verbreitete einen trüben, ungewissen Schein und ließ, während sie das Bett und dessen nächste Umgebung beleuchtete, die übrigen Theile des Gemaches in desto tiefere Dunkelheit fallen.

Im Vorzimmer auf einem Lehnstuhl saß Grete und hielt Wache. Sie hatte es bei der Burggräfin durchgesehen, daß ihr die Pflege des Kranken anvertraut worden war, und der Burggraf, der anfangs von der ihm widerwärtigen Dirne nichts wissen gewollt, hatte sich später gut dabei befunden. Grete zeigte sich geschickt, aufmerksam, unermüdlich, zu jeder Stunde gleich munter und bereit. Es war, als bedürfte sie keiner Nahrung und als habe sie das Geheimniß gefunden, wie ein menschliches Wesen leben und bei Kräften bleiben könne, ohne des Schlafes theilhaftig zu werden. Auch heute hatte Grete Alles zur Ruhe geschickt und war allein in der Nähe des Kranken geblieben.

„Trauen Euer Gnaden meiner Erfahrung,“ hatte sie zur Burggräfin gesagt, die ihren Gemahl nicht verlassen gewollt; „die dunkle Stunde ist nahe, aber noch nicht herbeigekommen. Euer Gnaden werden Kräfte brauchen, schonst Euch, die Grete wachet. Sobald es Zeit ist, rufe ich Euch und die jungen Herrlein und Fräulein herbei. Der Kranke bedarf jetzt nicht der Gesellschaft, sondern der Ruhe.“

„Du Treueste der Treuen, wie soll ich Dir lohnen,“ versetzte die Burggräfin dankbar und reichte ihr die Hand. Grete beugte sich darüber, um sie zu küssen, und verbarg dabei der Herrin geschickt den sich in ihrem häßlichen Gesichte malenden Ausdruck hämischen Triumphes, den sie bei aller Verstellungskunst doch nicht ganz zu unterdrücken vermochte.

Der Burggraf lag im Halbschlummer, Traumgesichte zogen an seiner Seele vorüber, Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit wogten im bunten phantastischen Gemisch durcheinander... Er hielt seinen Erstgeborenen in den Armen, den die Wärterin ihm soeben gebracht, und begrüßte in ihm den Erben seines Namens und seiner Güter. Und dann wieder sah er diesen mit Jubel willkommen geheißenen Sohn verstoßen, entabrt, heimathlos die Burg seiner Väter verlassen. Er sah ihn bettelnd und zerlumpt am Wege, ihn dann wieder unter Räubern und Strolchen auf der Landstraße, sah ihn morden, rauben, plündern, und endlich sein Haupt unter der Hand des Henkers fallen... Laut stöhnend und ächzend wand sich der Kranke auf seinem Lager.

Grete eilte herzu, stößte ihm einen beruhigenden Trank ein und strich ihm die Rissen glatt. Wieder entschlummerte er, Bilder aus längst vergessener Zeit tauchten vor seiner Seele auf.

Er lag die Jugendliebte wieder, die schlanke Jungfrau mit den schönen stolzen Zügen, deren Haupt die blonden Flechten wie eine Krone

umgaben. Er hatte sie geliebt, ach, so sehr geliebt, und doch hatte er sie, dem Machtgebote des Vaters folgend, verrathen — verlassen...  
„Eva, Eva!“ murmelten die trockenen Rippen des Sterbenden.

„Hier bin ich,“ antwortete dicht neben ihm eine tiefe Frauenstimme. Er versank wieder in seine Lethargie; aber eine feste Hand ergriff die feine, und scharf und eindringlich fuhr die Stimme fort: „Erwache, Burggraf Heinrich, erwache zum letzten Zwiegespräch mit mir auf dieser Erde!...“

Als ob die auf ihn gehefteten Blicke eine Zauberkräft besessen hätten, schlug der Burggraf die müden, halb erloschenen Augen auf.

Vor ihm stand eine hohe Gestalt in dunklen Gewändern; das schneeweiße Haar in Flechten wie zu einer Krone aufgesteckt und nur leicht mit einem schwarzen Schleier verhüllt.

„Wer bist Du? Wie bist Du hereingekommen?“ fragte der Kranke bebend.

„Wer ich bin? Die, welche Du soeben gerufen. Es ist freilich lange her, seit wir uns das letzte Mal gesehen, kein Wunder, daß Du Eva v. Rosenbergs nicht mehr kennst.“

„Eva, Eva —“ murmelte er, sie beachtete es nicht und fuhr fort: „Und wie ich hereingekommen bin, möchtest Du wissen? O, es gab eine Zeit, da war ich in diesem Schlosse sehr bekannt, da betrachtete ich es schon als meine Heimath, und keine Thüre und kein Gang blieben mir verborgen, auch nicht der geheime Gang, der in dieses Gemach führt.“

Der Kranke hatte sich etwas ermannet.

„Warum kommst Du zu mir unter dem Schleier der Nacht, in heimlicher Weise? Wenn Du etwas von mir wolltest, weshalb tratest Du nicht am Tage und öffentlich vor mich hin?“

Sie lachte bitter auf. „Ihr habt mich ja so tief gedemüthigt, Du und Dein Vater, daß ich das Licht des Tages scheuen mußte, daß ich mich nur mit den Eulen und Fledermäusen und anderem lichtscheuen Gethier unter dem Schleier der Nacht herauswagen durfte. Welches Empfanges hätte ich mich von Dir und der stolzen Askanierin, Deinem Weibe, zu versehen gehabt, wenn ich vor Euch hingetreten wäre?“

„Eva, ich war unschuldig an dem, was Dir widerfuhr, beim allmächtigen Gotte, ich war unschuldig!“

„Laß den Namen Gottes aus dem Spiele, lästere nicht noch in Deiner Todesstunde,“ herrschte sie ihn an. „Das ist die Entschuldigung aller Schwächlinge. Sie lassen geschehen, was nicht zu dulden ihre Pflicht wäre, und betheuern dann ihre Schuldlosigkeit. Bist Du auch unschuldig daran, daß man Deinen ältesten, ehelichen Sohn wie einen Hund aus dem Hause seiner Väter gejagt, ihm das Brandmal der Schande aufgedrückt hat? Bist Du auch unschuldig daran?“ — wiederholte sie mit einem leisen, höhnißchen Aufschlagen.

„Was weißt Du davon?“

„Mehr als Du ahnst, mehr als Dir lieb ist! Aber Du sollst es erfahren. Nur um Dich darüber aufzuklären, bin ich hier.“

Sie ließ sich in einen neben dem Bette stehenden Lehnstuhl sinken und begann mit leiser, eintöniger Stimme zu erzählen, das große graue Auge unterwandt auf den Burggrafen gerichtet, der unter ihren Blicken wie gebannt war und keine Bewegung zu machen, keinen Laut von sich zu geben im Stande war.

„Ich war jung, ich war schön, hoffnungsreich, vertrauensvoll und gut, als ich unter das Dach Deines Vaters trat,“ begann sie und die Worte kamen langsam und deutlich zwischen ihren Zähnen hervor, als sei jedes eine Dolchspitze, bestimmt, sich in sein Herz zu bohren. „Was hat Dein Vater aus der Waise gemacht, der er zum Vormund und Schutze bestellt war? Wie hast Du an dem Mädchen gehandelt, das Dich geliebt, das Dir grenzenlos vertraut hat?“

Er versuchte zu sprechen, ein gebieterischer Wink von ihr gebot ihm Schweigen.

„Ihr habt mich beraubt, bestohlen,“ fuhr sie fort, „nicht um Geld und Gut, das hätte ich verschmerzen können, aber um meinen Glauben, um mein Vertrauen. Haß und Verachtung gegen die ganze Menschheit habt Ihr in ein Herz gepflanzt, das der Liebe und Warmherzigkeit offen war. Beschimpft hat mich Dein Vater und Matel hat er geworfen auf meine Geburt. Weil sein hochmüthiger Sinn nach

einer Verbindung mit dem anhaltischen Fürstengeschlechte strebte, war ihm die Heirath seines Sohnes mit einem Fräulein v. Rosenberg nicht gut genug. Und Du, der Du Dich mir mit tausend heiligen Eiden gelobt, der Du mir Liebe geheuchelt, Du liebest es geschehen, daß man mich mit Schmach bedeckte, Du wandtest Dich treulos von mir ab!

In die Burg, die ich verfallenen Hauptes verließ, führtest Du dann die Askanerin. Ich stand verkleidet unter der Menge, als Du mit ihr einzogst, und während Euch Alles zujauchzte, fluchte ich Euch und schwur Euch Rache."

"Entsetzlich, entsetzlich," stöhnte der gequälte Mann.

Sie lachte höhniſch auf und fuhr fort: "Als man Deinen Erstgeborenen zur Taufe trug, stand ich in der Kapelle und erneuerte meinen Schwur der Rache, wußte ich doch jezt, wohin ich meinen Pfeil richten sollte, daß er Dich und Dein Ehegespons in's Herz traf."

Wie Du und Dein Vater mir gethan, so solltest Du selbst diesen Deinen eigenen Sohn verleugnen und verstoßen. Ich gelobte es mir und habe es gehalten."

"Du! Du?..." stammelte der Burggraf verwirrt und fassungslos.

"Ich," sagte sie langsam und schneidend; "ich war es, die Euch dazu trieb, und ich hatte prächtige Bundesgenossen in dem Troze und der Unbändigkeit Deines Vubens, in dem Aberglauben Deines Weibes und in Deiner un männlichen Schwäche. Grete, meine getreue Milchschwester, die meinen Haß theilt, machte sich zum Werkzeuge meiner Rache. Als Wärterin, Beschließerin, Rathgeberin wußte sie sich der Burggräfin unentbehrlich zu machen und ihr unumschränktes Vertrauen zu gewinnen. Sie half dazu, den störrischen Sinn des Knaben zum finsternen Troze zu steigern, sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, der Mutter ihren Erstgeborenen im schwärzesten Lichte zu malen; sie säete den Samen des Mißtrauens zwischen Kind und Eltern, zwischen dem Bruder und den Geschwistern, und als die Saat läppig aufgegangen war, da kam ich in der Gestalt einer Zigeunerin und vollendete durch meine Prophezeiung das Werk der Rache. Ihr habt das Unerhörte gethan und Euer eigen Fleisch und Blut verstoßen und enterbt!"

"Weib, entsetzliches Weib!" rief der Burggraf. "Nein, Du bist kein Weib, Du bist eine Teufelin, die Eva's Gestalt angenommen hat, um meine letzte Stunde zu entweihen und zu vergiften!"

"Teufelin — warum nicht?" erwiderte sie mit eiskaltem Hohn.

"Ihr habt mich dazu gemacht. Auch Lucifer war ein Engel, bis er aus dem Himmel verstoßen ward."

"Bist Du wirklich Eva?" stöhnte der Kranke.

"Ich bin es, schau mich an, Burggraf. Die blonden Flechten sind weiß geworden, ich trage sie aber heute wie ehemals."

"Meine Krone nannte ich sie," flüsterte er.

"Die Krone habt Ihr mir vom Haupte gerissen und in den Staub getreten," fuhr sie fort. "Wie Ihr mir thatet, so ließ ich Euch Euren Sohne thun. Ich bin gerächt."

"Halt, noch nicht!" rief der Burggraf mit Aufbietung seiner letzten Kraft. "Noch kann ich widerrufen — das Gewebe, das Weiberrückte gesponnen, zerreißen, kann —" erschöpft sank er zurück.

Eva v. Rosenberg betrachtete den sterbenden Burggrafen mit Blicken unsäglichlicher Verachtung.

"Was kannst Du noch wieder gutmachen?" fragte sie hohnvoll. "Nichts mehr. Ich habe meine Zeit gut gewählt, Niemand ist in Deiner Nähe als Grete, und könntest Du überlaut rufen, so würde sie doch

taub für Dich sein. Du weißt, daß Du das Opfer eines Blendwerkes geworden, daß Du ein ungeheures Unrecht an Deinem Kinde verübt hast, mit einem Federzuge könntest Du es ungeschehen machen, aber diesen Federzug zu thun liegt nicht mehr in Deiner Macht! Fahr wohl, Burggraf, auf Nimmerwiedersehen!"

Sie stand auf und wandte sich um.

"Nicht von der Stelle!" rief der Kranke. "Hier bleibst Du. Herbei, herbei, mein Weib, meine Kinder, in Deinem Beisein will ich, muß ich — wehe mir!"

Er brach zusammen. Ihren Schleier hielt er krampfhaft mit der Hand fest, doch mit einem schnellen Ruck riß sie sich los.

"Du hältst Niemand mehr, Burggraf v. Gartenstein. Grete, herbei, mein Weib ist vollbracht."

Sie verschwand durch die geheime Thüre; von der anderen Seite trat Grete in das Gemach des Kranken.

Noch einmal raffte sich der Burggraf auf.

"Mein Weib, meine Kinder, meine Lehnsleute, schnell, schnell!" leuchtete er.

Die Alte sah ihn eine Minute mit grausam forschenden Blicken an und murmelte: "Ich kann ihm schon den Willen thun, sie kommen doch zu spät."

Nicht lange währte es, so füllte sich das Sterbezimmer mit den Herbeigerufenen. Der Burggraf machte verzweifelte Anstrengungen, sich verständlich zu machen.

"Heinrich, Heinrich," stammelte er.

Sein Erbe trat herzu. Er schüttelte den Kopf.

"Barbara, das Testament —"

"Wir halten Alles, wie Du verordnet," betheuerte seine Gemahlin.

"Der rechte Burggraf —" schwächer und schwächer ward seine Stimme — er vermochte nicht mehr zu sprechen. Noch versuchte er sich durch Zeichen verständlich zu machen, kraftlos sanken die Hände auf das Deckbette. Die Augen verdunkelten sich, schwächer und schwächer wurden seine Athemzüge, tiefer senkten sich die Schatten des Todes auf ihn herab, endlich ein letzter Seufzer — Burggraf Heinrich IV. von Neuf-Blauen-Meißen war nicht mehr...

"Haben Eure Gnaden gehört, noch im Tode hat der gestrenge Herr bestätigt, daß unser junger gnädiger Herr der rechte Burggraf sei," raunte Grete der Burggräfin zu.

"Meinst Du?"

"Gewiß, so und nicht anders waren seine letzten Worte zu deuten."

Als man dem Todten die Augen zubrückte und ihm die Hände auf der Brust zusammenlegen wollte, fand man zwischen den erkalteten Fingern der rechten

Hand ein Stück von einem feinen schwarzen Gewebe. Niemand vermochte zu sagen, wie es dahin gekommen sei, im ganzen Zimmer war nichts, wovon es möglicherweise herrühren konnte. Die Burggräfin nahm die merkwürdige Reliquie an sich und bewahrte sie auf.

"Seit mehr denn einer Woche schleppst Du mich die Kreuz und die Quer im Lande umher, ich sage Dir, daß ich Dir weiter nicht folgen will."

"Das habt Ihr auch nicht nötig, junger Herr, denn wir sind zur Stelle."

Das Zwiegespräch ward zwischen zwei Reitern geführt, die an einem nebeligen Novemberabend auf müden Säulen eine schmale Bergstraße entlang ritten.



Eine Prozession in Rußland. (S. 104)

„Wir sind zur Stelle,“ wiederholte der Aeltere der beiden Reiter, der die Kleidung eines Dienstmannes trug, während Gewand und Haltung seines Begleiters den jungen Adelligen erkennen ließen. „Dort liegt Leysfingen,“ fügte er hinzu, mit der Hand vorwärts deutend, wo die Umrisse einer Burg allmählig deutlicher aus dem Nebel hervortraten. „Und dort erwarten mich meine Mutter und mein Bruder?“ fragte der junge Mann.

„Die verwittwete Frau Burggräfin und der junge regierende Herr Burggraf,“ verbesserte der Alte, „warten dort Euer.“

„Streiten wir uns darum nicht, alter Kurt, die Sache wird sich

balb genug aufklären. Zu welchem Ende könnte mich meine Mutter, oder wie Du willst, die Frau Burggräfin, zu sich entbieten lassen, als um mich in meine Rechte einzusehen? Es sei denn“ — er hielt sein Pferd mit einem plötzlichen Rucke an — „man sinnt Verrath gegen mich.“

„Das thut man nicht, junger Herr, verlaßt Euch darauf,“ betheuerte der Alte.

„Würde ich mich sonst zu dem Geschäfte haben gebrauchen lassen, Euch in aller Stille von Ansbach abzuholen?“

„Keinem Andern als Dir wäre ich gefolgt,“ fuhr der junge Mann fort, indem er sein Pferd wieder langsam weiter traben ließ. „Du hast es immer gut mit mir gemeint, mich manches Mal vertheidigt, wenn die Grete wieder arge Dinge von dem Trokops zu berichten wußte. Und dennoch, je näher wir unserm Ziele kommen, desto hänglicher wird mir zu Sinn — ich hätte Dir nicht folgen sollen. Und wer hindert mich, noch im letzten Augenblicke umzukehren?“

„Meine Bitten und Eure eigene Klugheit,“ mahnte Kurt. „Glaubet mir, nur zu Eurem eigenen Besten verlangt man mit Euch zu unterhandeln.“

„Wozu alsdann die Heimlichkeit?“

„Hat Euer ganzer Handel nicht schon Geschrei genug gegeben?“ entgegnete Kurt. „War es rathsam, es wiederum an die große Glocke zu hängen, daß Ihr zu einem Zusammentreffen mit den Herrschaften entboten worden seid?“

„Du magst Recht haben, vorwärts denn in Gottes Namen!“ rief der junge Mann und spornte sein Pferd an. Sie ritten einige Minuten schweigend nebeneinander her.

„Und wenn man mir doch eine Falle gelegt hätte?“ fragte Heinrich nach einer Weile, in dessen ohnehin zum Mißtrauen neigendem Gemüth von Neuem Verdacht aufstieg.

„So hilft Euch der hinaus, der Euch hineingebracht hat, das gelobe ich Euch,“ rief der Alte.

Sie waren am Ziel; der Thurmwächter stieß in's Horn, die Zugbrücke raffelte nieder: Burg Leysfingen hatte die müden Reisenden aufgenommen.

Der junge Heinrich war mit dem Markgrafen Kasimir von Ansbach einige Jahre in den Niederlanden bei der Armee des Kaisers



Kurt spielt vor der Königin Marie Antoinette in Trianon. (S. 104)

gewesen. Nach Deutschland zurückgekehrt, empfing ihn die Kunde vom Tode des Burggrafen und dem von ihm errichteten letzten Willen. Einflußreiche Gönner, die Heinrich besaß, rathen ihm, nicht länger still zu sitzen, nun sei die Stunde gekommen, wo er seine Ansprüche behaupten und vertheidigen, oder auf immer darauf verzichten müsse.

Ehe er aber noch einen öffentlichen Schritt zu thun vermocht hatte, wurde er durch eine Botschaft der verwittweten Burggräfin und ihres Sohnes überrascht, die sich jetzt mit ihm in aller Güte zu benehmen und aneinanderzusehen wünschten, wie ihm der alte Kurt, ein Freund seiner Kindheit, treuherzig in seiner ehrlichen Weise versicherte.

Arglos, und nur der Eingebung des Augenblickes folgend, hatte Heinrich sich zu der Reise bereit erklärt, und erst unterwegs waren ihm allerlei Bedenken gekommen, die sein Begleiter indeß immer wieder zu beschwichtigen gewußt hatte. Nun war er da, es gab kein Zurückweichen mehr, und es war ja auch

gar nicht denkbar, daß man etwas Anderes dabei im Sinne gehabt, als ihm wieder sein Recht zu geben.

Große Sehnsucht schienen Mutter und Bruder nach dem Verstößenen freilich nicht zu empfinden. Wohl ward ihm ein Gemach angewiesen und ein Imbiß vorgesezt, aber von der Herrschaft bekam er nichts zu sehen. Er ward bedeutet, daß man ihn am nächsten Tage zur schiedlichen Stunde zu einer Unterredung zu sich bescheiden werde.

(Fortsetzung folgt.)

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Die Prozessionen in Rußland.** (Mit Bild auf Seite 102.) — Bei den zahlreichen Kirchenfesten und Heiligentagen der griechisch-katholischen Kirche in Rußland finden gewöhnlich auch feierliche Prozessionen statt, deren eine uns das Bild auf S. 102 veranschaulicht. Namentlich bei den besonders in Kleinrußland häufig sich findenden Kirchen und Klöstern, welche ein als wunderthätig geltendes Ikon oder Heiligenbild besitzen, wird alljährlich eine große, meist mehrere Tage dauernde Prozession abgehalten, bei welcher jenes Bild durch die ganze Umgegend getragen wird. An der Spitze schreiet, wie unsere Illustration zeigt, ein Pope in reichen goldgestickten Messgewändern, gefolgt von dem gleichfalls im Ornat befindlichen Küster, Beide mit langwallendem Haupt- und Barthaar. Hierauf kommen einige Kirchenfänger, die ihre Hymnen anstimmen und dem von härtigen Muscheln (Bauern) getragenen Heiligenbilde voranschreiten. Ihnen schließen sich alle Landleute der betreffenden Gegend an, zuerst paarweise die Männer, dann die Frauen, und über den Reihen flattern die Kirchenfahnen.

**Gluck's Aufenthalt in Frankreich.** (Mit Bild auf Seite 103.) — Auf Veranlassung der jugendlichen Dauphine Marie Antoinette wurde Christoph Willibald Ritter v. Gluck, welcher in Wien ihr Musiklehrer gewesen war, von den Direktoren der Pariser großen Oper eingeladen, seine Oper „Iphigenie in Aulis“ persönlich dort einzustudiren. Er kam daher im Spätsommer 1773 nach Paris und verweilte, von einem kürzeren Aufenthalte in Wien abgesehen, daselbst bis zum Jahre 1780, stets beschützt und gefördert von seiner hohen Gönnerin, die am 10. Mai 1774 an der Seite des Königs Ludwig XVI. den französischen Thron bestiegen hatte. Anfangs wurde der deutsche Liedichter viel angefeindet, aber der großartige Erfolg seines erhabensten Werkes „Iphigenie auf Tauris“, am 18. Mai 1779 verwandelte selbst seine Gegner in Bewunderer, und Marie Antoinette durfte nun doppelt stolz auf ihren Schützling sein. Sie zog ihn stets mit besonderer Vorliebe in ihre intimen Kreise im Schlosse Petit Trianon, wo der große Meister die Königin und ihren Hof oft durch sein ergreifendes Spiel entzückte. Eine solche Scene veranschaulicht unser Bild auf Seite 103: die Königin, zwischen ihren Freundinnen Diana v. Volignac und der Prinzessin v. Lamballe sitzend, lauscht nebst ihren Hofdamen aufmerksam dem Vortrage Gluck's. Neben ihm steht seine Nichte Marie Anna, welche der Kunst leider bereits im Jahre 1776 entzissen wurde, um nach der Beendigung seines Solo's eine von dem Meister begleitete Arie zu singen.

**Heldenhafte Kindesliebe.** — Unter den tüchtigeren Seesoffizieren Frankreichs zur Zeit der ersten Revolution wird der Kapitän Casabianca, ein Freund Napoleon's und Vertrauter seiner Pläne, genannt. Er besaß einen trefflichen Sohn, der mit unbeschreiblicher Liebe an dem Vater hing und diese Liebe auch mit seinem Tode besiegelte. Der 13jährige Knabe war als Kadett während der Seeschlacht bei Abukir (1. August 1798) mit dem Vater auf demselben Schiffe, dem unglücklichen „Orient“, und erregte durch seine Unerblichkeit und Todesverachtung die allgemeine Bewunderung. Da brach Feuer in dem Schiffe aus, doppelte furchtbare Gefahr bedrohte die erschöpfte Besatzung, die Kanonen mußten verlassen werden. Man rief auch dem jungen Casabianca zu, sich zurückzuziehen; doch dieser verlangte, von des Vaters eigenen Lippen zu hören, ob er sich mit Ehren zurückziehen dürfe, und fuhr fort, sein Geschütz zu bedienen. Da theilte ihm ein alter Matrose mit, daß der Kapitän vor wenigen Minuten von einer Kanonenkugel getroffen worden sei und dem Tode nahe in der Kajüte liege. Es sei sein Befehl, daß der Sohn sich rette wie die Uebrigen. — Der Knabe stand einen Augenblick wie erstarrt; dann stürzte er hinab, warf sich über den geliebten Vater, der furchtbar verwundet in den Händen des Arztes war, und erklärte, ihn nicht verlassen zu wollen, es möge geschehen, was da wolle. Vergebens mahnte, bat, befahl der Vater, vergebens die Umstehenden; er blieb zurück bei dem Sterbenden, auch als sich bei zunehmendem Brande Alle geflüchtet hatten. Als dann das Feuer endlich die Pulverkammer erreichte, starb der heldenhafte Knabe über der zerrissenen Leiche seines Vaters den glorreichsten Seemannstod. — So erzählte, Thränen im Auge, der schon erwähnte alte Matrose, da er aus dem Graus der Schlacht und Zerstörung bei Alexandria an's Land schwamm und über das Schicksal des Kapitans vom „Orient“ befragt wurde.

**Werkwürdige Selbstmordfälle.** — Plutarch und Gellius erzählen von milesischen Mädchen, die sich massenweise selbst den Tod gaben: es bemächtigte sich derselben angeblich eine plötzliche Sehnsucht nach dem Tode und ein wider Krieg, sich aufzuhängen. Viele endigten heimlich mit dem Strick ihr Leben; die Warnungen, Bitten und Thränen der Jünger nützten nichts. Trotz aller angewandten Sorgfalt vermochte man die von jenem unheimlichen Triebe Befallenen nicht so streng zu hüten, daß sie sich nicht auf irgend eine Art den Tod gaben. Unter den Bewohnern von Kos, einer der sporadischen Inseln, herrschte im Alterthum die Gewohnheit, daß die abgelebten Greise bei einem festlichen Male und bekränzt Schierlingsjaft tranken und sich so töteten. — Die schwärmerischen Circumcellionen des 4. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung waren wahre Apostel des Todes. Sie töteten sich in großen Massen

und im Glauben, daß diese Art Märtyrereithum ihnen das ewige Heil sichern würde. Der heilige Augustinus erzählt, daß sie sich zu Hunderten, ja zu Tausenden mit wahnwitziger Freude von hohen Felsen hinunterstürzten. Auch die Albigenen beschleunigten in Krankheitsfällen durch Fasten und Aderlaß den Tod. Unter den Ras-kolniken (Dissidenten) in Rußland hält eine Sekte den Selbstmord für erlaubt und verdienstlich; sie betrachtet ihn als etwas Heiliges. — Bei den Stamesen werden Selbstmörder wie Heilige verehrt. — Die Antillenos gaben sich massenweise und mit Vorbedacht den Tod. Derselben furchtbaren Mittels, den eigenen Stamm auszuroten, bedienten sich auch die Bevölkerung Neupaniens nach der Eroberung von Mexiko. Durch den Genuß des jäh tödenden Maniocsaftes und durch Einathmung der Dämpfe giftiger Pflanzenstoffe nahmen sie sich das Leben. Auf Ruba fanden die Eingeborenen, wie Las Casas sagt, mehr und mehr am Erhängen Geschmack. Ganze Familien und Dörfer luden sich zu gemeinschaftlichem Selbstmorde ein. Die Unglücklichen vermochten die fremde Herrschaft nicht zu ertragen, die Tyrannei der Eroberer trieb sie massenweise in den Tod.

**Die rechte Mutter.** — Der berühmte französische Schriftsteller d'Alembert war ein Findelkind. Nachdem er durch seine literarischen Arbeiten und vor Allem durch sein großartiges Redner-talent zu hohem Ansehen gelangt, stürzte eines Tages eine vornehme Dame — Madame de Tencin — in sein Zimmer und rief ihm pathetisch zu: „Mein Sohn, komm' in meine Arme, ich bin Deine Mutter!“ Der berühmte Mann blickte sie einen Augenblick kalt und verächtlich an, ging in's Nebenzimmer und führte ein altes Mütterchen herein. „Sehen Sie, Madame“, sagte er, „diese hat mich aufgenommen, gepflegt und erzogen, als Sie mich ausgelegt und verlassen hatten; sie ist meine Mutter, sie liebt und verehrt ich — Sie, Madame, kenne ich nicht!“

**Mimische Kunst.** — Der englische Schauspieler Charles Mathews hatte die Gabe, sein Gesicht bis zur völligen Unkenntlichkeit zu verstellen. So erzählt man von ihm, daß er eines Tages bei einem ihm befreundeten Leihhaus-Kommissär zu Tische geladen war. Kaum wurde der Gastgeber auf kurze Zeit in sein Comptoir abgerufen, so benutzte Mathews die Gelegenheit, zwei silberne Löffel einzustechen, sein Gesicht zu verziehen und seinem Wirth in dessen Geschäftslokale zu folgen. Dort verfestete er die beiden Löffel und ging nach der Empfangnahme des Geldes und Scheines in's Wohnzimmer zurück. Der Kommissär war nicht wenig erstaunt, von seinem Gaste das Geld und den Vorabschein über seine eigenen Löffel zurückzuerhalten.

**Aus dem Leben des Malers Ingres.** — Dieser berühmte, im Jahre 1867 in Paris verstorbene Künstler hatte seiner Vaterstadt Montauban das großartige Bild „Testament Ludwig's XIII.“ versprochen. Als es fertig war, bot ihm Billèle, Minister des Innern unter Karl X. (1824 bis 1830), Namens der Regierung 80,000 Francs für das Gemälde. Ingres wies dies sofort zurück. „Die Erinnerung an meine Heimath ist mir zu theuer, als daß ich mein Versprechen nicht halten sollte“, erklärte er, und das Bild wanderte nach Montauban.

**Eine scharfe Replik.** — Der Lord-Mayor Wilkes in London war wegen seiner laxen moralischen Gesinnung bekannt und berüchtigt. Einmal fragte er den berühmten Schauspieler Garrick, was er unter Rechtschaffenheit verstehe. „Wozu die Frage?“ erwiderte Garrick, „mischen Sie sich doch nicht in Dinge, die Sie nicht verstehen!“



Bei einer Geburtsfeier im Familienkreise wird Champagner getrunken. Der kleine Fritz hat Mama und Papa vergesslich gebeten, auch ein Glas trinken zu dürfen. Da erhebt sich einer der Geladenen zu einem Toast mit den Worten: „Wem bring' ich wohl das erste Glas?“ — Mir, bitte mir! ruft der kleine Fritz eifrig.

Meist werden Erste frei gefunden. Doch auch nicht selten angebunden. Ob König oder Held der Feder, Auflösung folgt in Nr. 27.

**Charade.**

Nachtwächter oder Grenadier: In meiner Dritten steckt ein Feder, Ost auf dem Ganzen liegen wir. Adolf Nagel.

**Bilder-Räthsel.**



Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Räthfels in Nr. 25: Die Zähne.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Emil Höpfer in Temeßvar. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.